

Orta, sein See und seine Insel

Autor(en): **Adrian, W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **24 (1934)**

Heft 13

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636842>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wie mancher großer Volksfreund, Staatsmann, Gelehrter oder Künstler wird heute vergöttert, aber ein kleiner Mißerfolg, oder auch eine der großen Mengen unangenehmer Wahrheit genügt, um ihn zu verfolgen, zu verleumden und zu stürzen. Nachträglich siegt aber oft die Wahrheit und läßt ihm Gerechtigkeit widerfahren.

Jeder Mensch hat Zeiten, wo er von keinem Kreuz etwas weiß, wo keine schweren Sorgen ihn bedrücken, wo seine Kraft ungeschwächt ist. Sein Beruf gewährt ihm innere Befriedigung, sein Geschäft blüht. Er denkt an kein Kreuz.

Unversehens wird ihm jedoch zwangsweise ein schweres fremdes Kreuz aufgeladen — ein undankbares Amt oder eine unlösbare Aufgabe, die er aus Christen- oder Bürgerpflicht auf sich nimmt und sie zu erfüllen bestrebt ist, bis er unter der schweren Last zusammensinkt.

Oder er findet auf Schritt und Tritt ein Kreuz, ein schweres Leid oder Unglück auf den Schultern eines andern und kann nicht anders als mitzutragen. Denn geteiltes Leid ist halbes Leid.

Liegt aber einmal ein solches Kreuz auf seinen Schultern, dann verspürt er zum Tragen eine Kraft, die er sich nie zugetraut hätte, eine überwindende siegreiche Kraft, die nicht aus ihm selber stammt, sondern ihm von oben gegeben wird, aus dem Gebot christlicher Liebe, das da heißt: Jeder trage des andern Last!

Gar mancher meint, sein Kreuz sei das schwerste, und er achtet das Kreuz seines Nächsten für gering.

Wie rasch wendet sich ein glückhaftes Dasein zum Unglück! Ein Hagelwetter kann in wenigen Minuten zerstampfen und zerhacken, was monatelange Arbeit gesät und gepflegt hatte. Ein Krieg kann die Kultur mancher Jahrzehnte zerstören. Wenn der Tod plötzlich einkehrt in unser Haus, dann redet er eine deutliche Sprache von Vernichtung und Untergang. Denn ein lieber Mensch ist unersetzlich.

Aber nach dem Karfreitag folgt Ostern. Nach dem Tod folgt die Auferstehung! Nach einem strengen Winter, wo das ganze Land einem unermesslichen Grabe gleich, kommt der Lenz. Die ganze Natur verjüngt sich. Überall sproßt frisches, kräftiges Frühlingsleben. In die betäubten, sorgenvollen Herzen der Menschen kehrt neue Lebenslust und Arbeitsfreudigkeit ein.

Der schwellende Keim zersprengt das Saatkorn, in dessen Hülle er verborgen lag; er treibt hervor und reißt nun der Frucht entgegen. „Wenn das Weizenkorn erstirbt, dann bringt es viele Frucht.“

Dieses Bild der Bibel aus der Natur gilt auch für das menschliche Leben. Willst du eine reife Frucht des Lebens ernten in deiner Wirksamkeit, in deinem Beruf und Amt, willst du etwas schaffen, das Segen bringt für dich, deine Familie, dein Vaterland — dann mußt du gleichsam den Keim schwellen und das Korn ersterben lassen — das heißt, dich ganz deiner Sache hingeben, in ihr leben und wehen.

Willst du eine reife Frucht des Lebens zustande bringen, jene Früchte des Geistes, als da sind: Liebe, Freude, Friede, Güte — dann mußt du deinen innern Menschen erneuern, du mußt durchkämpfen und überwinden, wie das Weizenkorn, wenn es erstirbt, um neue Frucht zu bringen. Du mußt erwachen zu neuem besserem Leben.

Nach Karfreitag folgt Ostern, nach dem Tod die Auferstehung. Du darfst den Tod nicht fürchten, denn Sterben heißt ja nichts anderes als verwandelt werden in ein Neues, Besseres, Herrlicheres — gleich wie aus der kriechenden häßlichen Raupe, einem Wunder gleich, der Schmetterling entflieht und der Sonne entgegen fliegt.

Ist dir ein lieber Mensch dahin geschieden, so trodne deine Tränen, denn sie wecken den Toten nicht auf. Und

wenn du dein letztes Stündlein nahe fühlst, so laß alle Angst und Furcht fahren, laß deine sterbliche Hülle fallen. beschreite vertrauensfelig das dunkle Tal des Todes, sei voller Hoffnung und Glauben auf ein schöneres, besseres Leben!

„Auferstehn, ja auferstehn wirst du,
Mein Staub, nach kurzer Ruh,
Unsterblich Leben
wird, der dich schuf, dir geben!“

(Klopstock.)
W. K.

Orta, sein See und seine Insel.

Skizze von W. Adrian

mit Federzeichnungen von R. Blass.

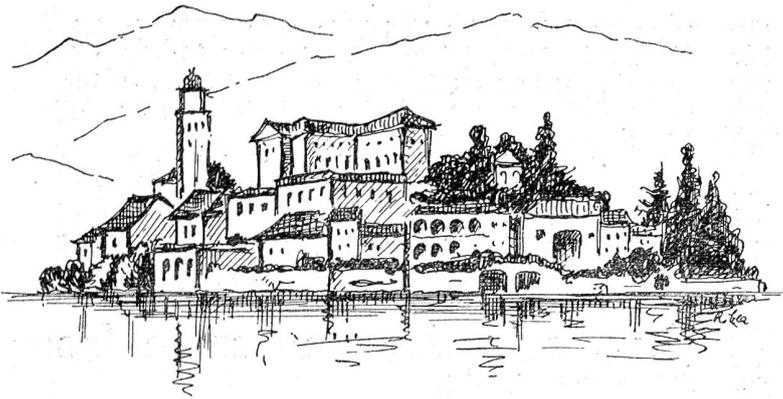
Welches das schönste sei unter den oberitalienischen Städtchen, die uns in einem halben Tage erreichbar sind, das schönste Städtchen und der lieblichste See? Die bergigen Buchten von Castagnola bis Morcote in Ehren — sie sind ein Feriengarten, in dem sich wundervoll luftwandeln läßt — und auch der Isola Bella sei nichts Uebles nachgesagt, die wie eine ledere Vorspeischale italienischer Augengenüsse auf dem blauen See schwimmt. Aber ich weiß ein Städtchen, dem ich immer den Vorzug geben würde, vielleicht aus Eigensinn, weil ein kleines Abseits, eine geringe Unbequemlichkeit dabei ist — die aber genügt, daß das gute Städtchen von den meisten Reisenden unbehelligt bleibt. Was wollt ihr? Man müßte auf der Karte erst ein paar Umsteigestationen ausfindig machen, im Fahrplan einmal mehr hin und zurückblättern, oder gar die Strafendistanz für ein paar Stunden Marsch abschätzen. Und da hat man denn unversehens den Plan schon wieder aufgegeben, um die Verzögerung vor dem berühmteren, prunkenderen Stätten zu vermeiden. So ist denn das Städtlein Orta noch heute wie ein anmutvolles Findelkind, das einen, seiner Schönheit unbewußt, ohne Absicht und Gefallsucht anblickt. Vollitalienisch ist der Ort mit den alten Loggien und geschmiedeten Gittern, den Arkaden und verstedten Gärten am See. Die Insel mit verschwiegenen Villen und lodenden Treppen am Wasser gibt jener benachbarten Schwester nichts nach, die den Zunamen Bella stolz für sich in Anspruch nimmt.

Auf Orta zu führt eine große weißglänzende Landstraße dem See entlang. Sie hat Erdduft an sich, man braucht sie nicht zu fliehen wie die Pest, um auf Seitenweglein Land und Luft zu suchen. Gärten, alte Gemäuer, Weinberge, Gras, Aussicht, Waschplätze grenzen an. Zu



Orta. Municipio und Marktplatz am Ortasee in Oberitalien.

Beginn durchwandert man eines jener winzigen, freundlichen Städtlein, die einen kaum hundert Schritte lang in ihren Mauern halten und nur zwei, drei Atemzüge lang den



Insel San Giulio auf dem Lago d'Orta.

warmen Duft aus kleinen Läden an die Nase gelangen lassen, der von bündelweise aufgehängten Salami, von Käse- laiben in merkwürdiger Form, von Wein und Brot her- rührt. Amegna heißt der Ort. Und im Schaufensterchen des Negozio sind immer ein paar lächerliche Photokarten mit Mondschein und rotlippigen Mädchen. Kinder hödeln auf den Tritten vor den Türen. — Dem See entlang wan- dert sich's mühelos. Ansehnliche Hügel, Berge ringsum mit weißen Kirchen, Felsabstürze machen einem den Kopf heiter, den Schritt unbeschwert. Der See scheint gewichtlos in der Landschaftshale zu liegen; er könnte wohl einmal wie flüs- siger, gläserner Nebel in die Luft steigen, dünkt es einem. Er hat viel Kühle an sich, er prangt nicht in neapolitanischen Farben. Und doch: als hätte der weiche Süden eine Hand mit köstlichem Köder lodend und scherzend der Gebirgszone entgegengestreckt, liegt zuhinterst auf dem See ein Streifen lazurnes Blau, wie unsere Seen es niemals haben, ein süßes, träumerisches Blühen. Und nach dieser Richtung zu ver- ebben die Bodenerhebungen und eine breite Lücke tut sich auf, wo der Himmel mächtig in die Weite steht — Lom- bardei, Meer, Rom, Napoli. — So wandert man in Orta ein.

Auf einem Vorsprung des Ufers liegt's. Man betritt es am genußvollsten über einen schönen, stillen Calvarien- berg, der das Städtlein gegen die Landseite zu von Straße und Bahnlinie in lustiger Entfernung hält. Zwanzig heil- ige Stationen führen in einer Schlangenlinie um den nicht allzu großen Berg oder Hügel herum. In kleine Ka- pellen tritt man ein und ist dann mit dem heiligen Franz in freundlich bemalter Terrakotta und hundert andern lebens- großen Figuren mit einem steifen Lächeln auf den lang- näsigen Gesichtern zusammen. Eine naive, volkstümliche Bildnertunst des Barockzeitalters ist es, mit einer gehörigen Staubschicht über den bunten Farben, aber man muß ihm im Herzen gut sein. Auch stehen die Bäume um die Ka- pellen überragend hoch und ernst, und manch eine Stätte, wo eine weiße Mauer durchschimmert, hat großen römischen Geist. An einer Mauerbrüstung vor der obersten Kirche lehnd, umfaßt man mit einem Blick die Aussicht auf die ganze friedliche Seeschale. — Zwei Ruttenträger zirkulieren hie und da herum. Ein grad gewachsener, langsam schrei- tender führt zwei Fremde in den Kapellen herum, riegelt an alten Schlössern und erklärt; und ein kleiner, dem die Rutte um zwei bäurisch tschalpende Beine flotscht, trägt allerlei Kübel durch die Rundbögen und Wandelgänge vor dem Kloster.

Die Piazza des Städtleins gibt viel malerischen Reiz her. Rundbogen, Laubengänge sind überall, und die eine Seite ist ganz der Aussicht auf den See geöffnet, dessen leises Wellenspiel an breiten Treppen tänzelt und schluchzt; Barken bewegen sich sanft in ihren Fesseln — man fühlt plötzlich den Wunsch, Venedig und San Marco wieder- zusehen. Stattlichkeit aber erhält der Platz besonders durch

das alte Ratsgebäude, das lustig auf Arkaden ruht und groß aufgemalten Wappenschmuck zeigt. Merk- würdig — eine bauliche Lösung, die wie die neusten Zweckbauten durch untergelegte Stützen einen Durch- gang für den Verkehr schafft. — Nun aber auf zwei Stündchen nach der Isola San Giulio hinüber, die schon lange lockt. Als großer beherrschender Bau er- hebt sich über einem Anstieg stufenförmig geschichteter Häuser ein Priesterseminar. Der Aufbau bis zur obersten Turmhöhe ist gelassen, edel, voll Natürlich- keit, und Glodengeläute, geistliche Chöre, die fast zu jeder Tageszeit übers Wasser klingen, stimmen dich ruhig und träumerisch. Hast du dich aber auf die landabgewandte, lorbeer- und treppenreiche Seite der Insel hinübergerudert, so eröffnet sich vollends pit- toreskes, altes Italien. Marmortreppen führen aus Gärten voll Zypressen und Camelien zum Wasser. Gittertore mit schöner Schmiedearbeit schließen sie ab, tief im Grunde von Laubengängen werden im Vorüberrudern Willen sichtbar. In der warmen Jahreszeit gehen hier die geschlossenen Fensterladen auf und an den Steinterrassen und Brüstungen am See stehen hellgekleidete Gestalten. Wo sie herkommen, wer sie sind? Wohl alte, noble Geschlechter, die hier ihre Besitzungen haben. —

Die Insel hat übrigens ihre Geschichte, die man sicher einmal ausbeutet, wenn der Ort vollends entdeckt ist. Der erste Basilikabau soll im vierten Jahrhundert durch den heiligen Julius gegründet worden sein. In einem Castell, von dem noch Reste zu sehen sind, hat Kaiser Otto der Große den Berengar belagert — tiefes, sagenhaftes Mittel- alter. Aber schon in altrömischer Zeit wurde der liebliche Fleck Erde geschätzt; im Kircheninnern sind römische Mar- morarbeiten zu sehen — auch solche des elften Jahrhunderts, außerdem ansehnliche Renaissance-malereien, eine kleine, aber liebevoll umbelegte Sammlung; im ganzen gerade genug, um die Stätte auch dem teuer zu machen, der nur einen Ort mit Kunstdenkmälern aufs Programm nimmt. —

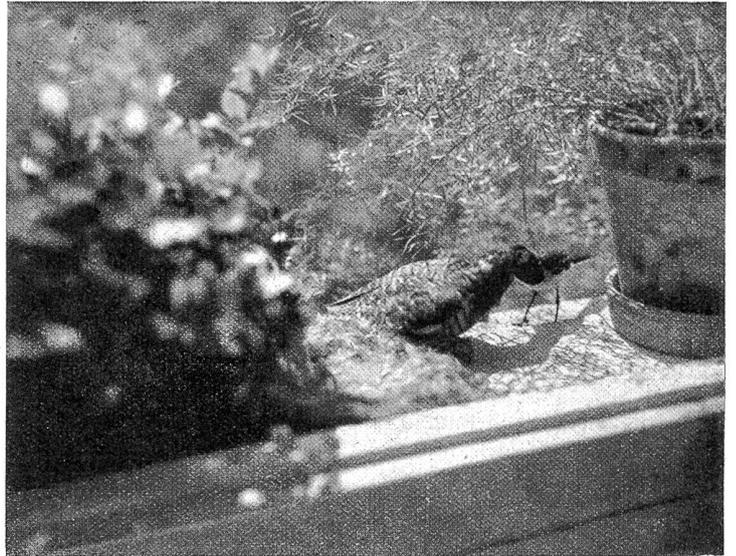
Auf einer alten Holzterrasse über dem See, die zum Gasthaus Leone d'Oro gehört, kann man sich Fischgerichte in einem Kranz grüner Kräuter schmecken lassen. Man er- hebt sich vom Mahl mit wallender Wärme im Gesicht; eine essigreiche Insalata, Salami oder Mortadella hatten auf den Lippen gebrannt und einem italienische Bluthitze in



Orta. Der Campanile von San Giulio.

Wangen und Augen hinauf gejagt. Aber man tupft das Brideln mit dem dunkeln, kostbaren Sammet des Weines hinweg. —

Wie lange wird Orta in seiner Zurückgezogenheit bleiben dürfen? Die Straße dem See entlang bringt keine Massenzufuhr an Gäften. Aber vom Mottarone her, dem Berg mit der von Bädeder zwiefach angestrichelten Aussicht und der Zahnradbahn, wird eine große Autostraße nach Orta gelegt. Mitten auf der Strecke ist ihr schon ein wundersamer Hain zum Opfer gefallen, der eine einsame Kirche und einen kühl sprudelnden Brunnen umfriedete. Statt des Blätterdaches, das einem nach dem heißen, schattenlosen Weg vom Gipfel her eine köstliche Kühlung bot, trifft man nun um die Kirche eine nackte Betonballustrade, und der Brunnen mußte weichen. Auch in Orta selber schießen ein paar prärenziöse neue Villenbauten ins Kraut, die Schlimmes befürchten lassen. Möglich aber — und wir wollen's hoffen — daß die Gäßlein des Städtchens zu eng sind oder zu steil am Calvarienberg ansteigen, als daß ein vollbesetzter Auto-car den Weg bis auf die Piazza nehmen könnte.



Junger Kuckuck wird von einer Bachstelze gefüttert.

Aus „Corti, Mittellandvögel“.

Phot. E. Jucker, Greifensee.

Aus dem Leben des Kuckucks.

Jeder kennt seinen Ruf und weiß von den vielen Sprüchen und Scherzen, die sich darum flechten. Mit keinem anderen Vogel haben sich Poesie und Volksmund so intensiv beschäftigt, wie mit dem Kuckuck. Selbst in unseren täglichen Sprachgebrauch hat er Eingang gefunden; wie oft sagen wir doch: „Hol's der Kuckuck!“ oder: „Das weiß der Kuckuck!“

Ungefähr um die Mitte April kehrt der Kuckuck aus seinem Winterquartier in Afrika zurück, und zwar kommen zuerst die Männchen bei uns an. Jedes legt sofort ein Gebiet mit Beschlag und verteidigt es hartnäckig gegen



Junger Kuckuck.

Aus „Corti, Mittellandvögel“.

Phot. E. Jucker, Greifensee.

alle Nebenbuhler. Man kann in dieser Zeit einen Kuckuck in halbe Raserei versetzen, indem man geschickt seinen Ruf nachahmt; er glaubt dann, ein anderer Kuckuck sei in sein

Revier gedrungen, den er nun unter allen Umständen wegzujagen müsse. Etwas später als die Männchen treffen die Weibchen ein.

Schon dem griechischen Naturforscher Aristoteles (350 v. Chr.) war es bekannt, daß der Kuckuck seine Eier in fremde Nester legt. In neuester Zeit haben deutsche und englische Ornithologen sehr viel für die Abklärung all der vielen Fragen getan, die mit diesem Brutparasitismus verknüpft sind. Man weiß nun, daß ein bestimmtes Kuckucksweibchen seine Eier fast immer in die Nester ein und derselben Kleinvogelart legt, wahrscheinlich die Art, von der es selbst aufgezogen wurde. Wird die Regel einmal durchbrochen, so ist entweder dem Kuckuck ein Irrtum unterlaufen, oder er konnte am Tag der Eiablage kein passendes Nest der gewöhnlich von ihm heimgesuchten Art finden. Die Eier verschiedener Weibchen zeigen erhebliche Abweichungen, während die Eier ein und desselben Weibchens einander außerordentlich ähnlich sehen. Oft gleichen Kuckuckseier in ganz verblüffender Weise den Eiern der Vogelart, in deren Nest sie erbrütet werden sollen. Dies ist in vielen Fällen für die Fortpflanzung des Kuckucks von größter Wichtigkeit, da viele Kleinvogelarten ein abweichend gefärbtes Ei aus dem Nest werfen. Nicht daß sie es als fremdes Ei erkennen würden — wohl aber stört sie die Unregelmäßigkeit im Gelege. Vor der Eiablage pflegt das Kuckucksweibchen mehrere Stunden reglos auf einem Baume in der Nähe des auserwählten Nestes zu sitzen. Endlich läßt es sich im Schwebeflug behutsam zum Nest hinuntergleiten, nimmt mit dem Schnabel ein Ei hinaus, legt das seinige und ist gleich wieder weg. Das ganze dauert meist nicht mehr als 8 Sekunden. Das gestohlene Ei wird dann auf einem Baume in der Nähe verschlungen. Die Statistiken der Beobachter ergeben, daß in der Regel der Kuckuck jeden zweiten Tag ein Ei legt. Die Zahl der Eier pro Jahr schwankt von 3—4 bis über zwanzig, je nachdem, wie viele Nester dem Kuckuck zur Verfügung stehen. Der englische Ornithologe Chauce hat festgestellt, daß die Kuckucksweibchen, genau wie die Männchen, darnach trachten, ein Gebiet mit Beschlag zu belegen und alle anderen daraus fernzuhalten. Da dies nun nicht allen gelingt, sind viele gezwungen, weit herumzustreifen und zu versuchen, da und dort im Gebiet eines anderen Weibchens rasch ein Ei unterzubringen. Das Ei des Kuckucks entwickelt sich rasch, so daß der junge Kuckuck schon vor seinen Stiefgeschwistern oder zum mindesten gleichzeitig ausschlüpft. Dies geschieht nach 12 bis 13 Tagen.